

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-06437-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Hans Joachim Schädlich

Felix und Felka

Roman

Rowohlt

1. Auflage Februar 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz Figural PostScript (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 06437 2

Inhalt

- 1. Kapitel
- Memento
- Quellen und Zitatnachweise
- 3. Kapitel

Professor Gericke, seit 1928 Direktor der Villa Massimo, möchte nicht, daß die italienischen Behörden Wind von der Sache bekommen.

Er will den Streit durch einen Vergleich zwischen Felix und Merveldt beilegen und berichtet dem deutschen Botschafter Ulrich von Hassell.

Ulrich von Hassell formuliert einen Text, den Felix und Merveldt unterschreiben sollen:

Merveldt habe sich von Felix provoziert gefühlt und entschuldige sich. Auch Felix entschuldige sich für den Fall, daß er Merveldt beleidigt haben sollte.

Obwohl die Erklärung für Felix nicht gerade günstig klingt, ist er zur Unterschrift bereit.

Merveldt aber lehnt es ab, sich zu entschuldigen.

Professor Gericke bleibt nichts anderes übrig, als Merveldt und Felix zu entlassen.

Felix sagt zu Felka:

«Wir müssen fort. Spätestens morgen.»

«Ich könnte sowieso nicht länger bleiben. Warum hat dieser Merveldt das gemacht.»

«Ich weiß es.»

«Ich auch. Ich glaube, er mag keine Juden.»

Am 17. Mai 1933 reisen Felix und Felka aus Rom ab.

Felix läßt seine Bilder und Utensilien im Atelier zurück.

Zehn Tage nach der Abreise schreibt Felix an Professor Gericke, daß er vielleicht Frau Corinth treffen werde, die in Alassio lebe und ausstelle.

Professor Gericke bittet am 30. Mai in einem Telegramm an das Berliner Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung um seinen Abschied.

Zu diesem Telegramm, das er zunächst an Ulrich von Hassell schickt, schreibt er:

«Ich habe mich zu diesem Schritt entschlossen, da ich sehe, daß der Indisziplin, dem Mißtrauen und der Ungezogenheit hier von mir allein nicht erfolgreich gegenübergetreten werden kann.»

Ulrich von Hassell bewegt Professor Gericke dazu, in der Villa zu bleiben.

Er leitet das Telegramm nicht an das Ministerium weiter.

Professor Gericke bleibt bis 1938 Direktor.

Felix sagt zu Felka:

«In Deutschland hat es längst angefangen.»

«Du meinst den ersten April: jüdische Geschäfte, Ärzte, Rechtsanwälte boykottiert.»

«Und nur noch eins Komma fünf Prozent jüdische Schüler und Studenten an jeder Schule und Fakultät.»

«Und die Bücherverbrennung am zehnten Mai.»

«Die Villa Massimo soll jetzt <judenfrei> werden.»

Felka sagt:

«Wohin sollen wir gehen?

Nach Deutschland können wir nicht zurück.»

«Das ist klar. Denk nur an den Artikel im <Stadt-Wächter> in Osnabrück. Das war Neunzehnhundertneunundzwanzig! <Das Gepinsel des Juden Nussbaum hat mit Kunst nichts zu tun>, haben die geschrieben.

Laß uns an die Riviera fahren, an die italienische. Nach Alassio.»

«Ein teures Pflaster.»

«Mein Vater hilft mir.»

«Ich habe auch noch etwas.»

Alassio. Begehrtes Seebad im Westen der italienischen Riviera. Einer der wenigen Orte dieser Region mit kilometerlangem natürlichen Sandstrand. Das Klima ist freundlich: im Januar nicht kälter als 10 Grad Celsius, im Juli höchstens 25 Grad Celsius.

Ein bevorzugter Ferienort der europäischen, besonders der englischen High-Society.

In Alassio können sich Felix und Felka wie Touristen fühlen, die ihre Leidenschaft, das Malen, leben.

Felka malt <Strand von Alassio mit malendem Felix>.

Felix malt <Fischerboote mit Insel>, die <Gasse zum Meer>, den <Strand von Alassio>, den <Blick auf das Meer>.

Mitte Juni bittet Felix Professor Gericke in einem Brief, die Bilder, die er in der Villa zurückgelassen habe, nach Alassio zu schicken, an seine Wohnadresse Vico Nazario Sauro 6.

«Das Malen geht mir leicht von der Hand. Kurzum! Ich bin vollen Mutes.»

Felix sagt:

«Goebbels war in Rom. Ende Mai.»

«Wir waren schon weg», sagt Felka.

«Am letzten Tag hat er die Villa Massimo besucht.»

«Wir waren zum Glück schon weg.»

«Stell dir das vor: ein kleiner Mann mit einem großen Mund.»

«Sag doch Maul.»

«Wir warten in der Galerie. Alle sind da. Elf Leutchen, Maler, Bildhauer, Architekten, mit Gericke zwölf.

Walter Jähn, Hans Oberländer, Karl Storch, Hanns Hubertus von Merveldt, Arno Breker, Erich Geisler, Joachim Karsch, Otto Land, Karl Säwert, Fritz Sonntag und ich.

Goebbels humpelt herein, an der Seite von Gericke.

Statt <Guten Tag> kommt <Heil Hitler>.

Alle murmeln etwas.

Gericke sagt, er freue sich, den Herrn Minister undsoweiter.

Man sieht, daß er sich nicht freut.

Gericke routiniert. Er hat schließlich schon den italienischen König empfangen. Neunzehnhundertzweiunddreißig.

Der Minister ...»

«... für Propaganda und Volksverklärung ...»

«Volksaufklärung.»

«Noch ein Witz.»

«Der Minister fängt zu reden an:

<Die Deutsche Akademie Villa Massimo - ein Leuchtturm der deutschen Kultur ... Die deutsche Kunst der nächsten Jahre wird heroisch, stählern, sachlich, national sein. Der neue Staat - seinen Gesetzen unterliegen alle. Die Künstler haben die Pflicht, sie zur Richtschnur ihres schöpferischen Handelns zu machen ...>

Nach der Rede klatscht niemand, nicht einmal Breker oder Merveldt.

Gericke stellt uns einzeln vor, alphabetisch.

Als ersten Breker.

Goebbels sagt zu ihm:

«Kommen Sie nach Deutschland zurück. Dort wartet eine große Zukunft auf Sie.»

Die Vorstellung dauert nicht lange.

Gericke nennt Namen und Profession.

Goebbels läßt sich nicht anmerken, was er bei meinem Namen denkt:

Ein Jude! Der noch hier?

Ich höre, daß er zu Gericke sagt:

«Eine herrliche Lage hat die Villa. Da läßt sich leben.»

Felka sagt:

«Konrad Wachsmann hat die Villa verlassen, als Hitler ans Ruder kam.»

Felix sagt:

«Er hatte erklärt: Ich kann mich nicht mit einem Staat identifizieren, der sich zur Barbarei bekennt.»

«Aber wir sind in der Villa geblieben», sagt Felka.

«Hör doch mal. Ich habe den Platz in der Villa Zweiunddreißig bekommen!

Empfohlen von der Akademie der Künste und akzeptiert vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

Da war Liebermann noch Akademiepräsident, und Grimme war Minister, oder Lammers.»

«Wachsmann hat den Platz auch Zweiunddreißig bekommen.

Und du hast um Verlängerung gebeten, da war dieser Rust schon Minister, und Liebermann ...»

«War immer noch Ehrenpräsident! Felka, die Massimo liegt hinter uns, wir sind in Alassio.»

Felix zu Felka:

«Ich habe im Traum Frau Corinth besucht. Sie wohnt in einer Villa am Meer. Das ist etwas anderes als unsere Bleibe in der Vico Nazario Sauro.

Überall an den Wänden Bilder von Corinth. Sie nannte ihn Luke.

«Ende des Jahres, am einundzwanzigsten Dezember, eröffne ich hier im Haus eine Ausstellung mit fünfzig Bildern von mir. Kommen Sie zur Opening», sagte sie.

«Ich weiß nicht, ob ich dann noch in Alassio bin.»

«Allmählich bemerke ich, daß ich heimisch werde in Italien», sagte sie. «Kann man die Heimat vergessen? Luke war jemand, der sie nie vergessen konnte. Sein inneres Auge hat nie verloren, was es in erster Kindheit gesehen hatte.»

«Warum gehst du nicht zu ihr», sagt Felka. «Du kannst ihr deine Bilder zeigen. Vielleicht veranstaltet sie in ihrem Haus eine Ausstellung für dich, und du kannst Bilder verkaufen.»

«Nein, das liegt mir nicht. Sie ist berühmt, und wer dagegen bin ich? Soll ich sie anbeteln?»

Es ist Herbst.

Felix sagt:

«Felka, was hältst du davon, den Winter in San Remo zu verbringen. Viele Sonnentage, selten Niederschläge. Die <Blumenstadt>. Das Klima dort ist milder als hier. Und es sind nur zwanzig Kilometer bis zur französischen Grenze. Ich möchte in die Provence und nach Paris fahren und mich umsehen, welche Möglichkeiten wir hätten.»

Felka hat nichts dagegen.

Dr. Fritz Steinfeld, Felix' alter Schulfreund aus Osnabrück, ist in Monte Carlo.

Seit über einem Jahr haben sie sich nicht gesehen.

Felix sagt:

«Felka, wir besuchen Fritz in Monte Carlo.»

Felka sagt:

«Darauf freue ich mich.

Den Fritz habe ich von Anfang an gemocht.

Aber wo wohnen wir dort?

Monte Carlo ist teuer.»

Felix sagt:

«Es muß ja nicht das Hôtel de Paris sein. Wir verlassen uns auf Fritz.»

«Wie lange sind wir mit der Bahn unterwegs?»

«Eine reichliche Stunde.»

«Dann können wir am selben Tag zurückfahren und brauchen kein Hotel.»

Felix und Felka treffen sich mit Fritz Steinfeld in einer kleinen Pension, wo der Freund untergekommen ist.

«Ich kann euch gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, euch gesund wiederzusehen», ruft Fritz Steinfeld aus.

«So geht es mir mit dir», sagt Felix.

«Und mir», sagt Felka.

«Wie fühlt ihr euch. Seid ihr gesund?»

Felka sagt:

«Uns geht es gut. Gesundheitlich.»

«Und sonst?»

Felix sagt:

«Du weißt, wie es ist. Wir leben aus dem Koffer. Allerdings in anständigen Hotels.»

«Wie ich in der Schweiz. So ging es mir, in letzter Zeit.»

«Ging?»

«Ich mache mich auf den Weg. Aber sagt mir: Wovon lebt ihr?»

«Von den Eltern, immer noch. Sie sind seit Februar in der Schweiz.»

«Ich habe sie getroffen. Die Schweiz ist ihnen fremd geblieben. Sie haben Sehnsucht nach Osnabrück. Das verstehe ich.

Das herrliche Haus, das sich nicht scheute, seinen Reichtum zu zeigen. Als Kind war ich gefesselt von den Aquarellen deines Vaters, die die Treppenwand hinaufliefen, und das erste Automobil in Osnabrück fuhr er lange vor dem Krieg. Und deine Mutter, immer gradaus sprechend, energisch vergnügt. Sie hatte die Hosen an, aber ihr Regiment war freundlich und gut, nach ihren Maßstäben. Mit deiner Malerei konnte sie wenig anfangen.»

Felix sagt:

«Die Eltern wollen uns in Rapallo treffen.»

«Dich!» sagt Felka.

Fritz Steinfeld sagt:

«Immer noch das alte Lied?»

«Es ist seine Mutter», sagt Felka. «Sie ist nicht zufrieden mit mir. <Die arme häßliche Polin aus dem Warschauer Judenviertel.>

Sein Vater ist netter, aber im Grunde mag er mich auch nicht. Ich bin eben eine Ostjüdin.

Felix muß seine Eltern allein treffen. Ich fahre nicht mit nach Rapallo.»

«Sie auf der Flucht, du und Felix auf der Flucht.

Ihr habt die gleichen Feinde. Und seid untereinander zerstritten.

Ostjude, Westjude, das ist doch absurd.

Für die Nazis sind wir verfluchte Juden.

Felka, wie geht es deinen Eltern in Warschau?»

«Gut. Wir schreiben uns Postkarten.»

«Fritz», sagt Felix, «du willst nach Palästina.»

«Es ist Zeit. Ich bin jetzt dreiunddreißig. Ich will mich in Jerusalem als Internist niederlassen. Wenn es nicht reicht, arbeite ich außerdem in der Hadassah-Klinik.

Felix, Felka, ich bitte euch, kommt mit nach Palästina. Weit weg von Europa.»

«Wie soll das gehen, nach Palästina. Wir haben keine Einreisevisa.»

«Die beantragt ihr bei der britischen Botschaft in Rom. Oder bei einem britischen Konsulat, in Venedig oder in Florenz, oder ganz nahe, in Genua.»

«Was ist», sagt Felka, «wenn nur einer von uns ein Visum erhält. Wir wollen zusammenbleiben.»

Felix sagt:

«Du hast ein Einreisevisum bekommen, weil du Arzt bist. Aber ich bin nur Maler. Felka ist nur Malerin.»

«Selbst wenn ihr keine Einreisevisa bekommt – ihr reist offiziell als Touristen ein. So machen es viele.»

«Und dann?»

«Bleibt ihr.»

«Und die Polizei der Mandatsbehörde schnappt uns und weist uns aus.»

«Aus Italien und Frankreich kommen Flüchtlinge auf gecharterten Schiffen und gehen illegal an Land, in Haifa oder Tel Aviv. Sie tauchen unter, mit der Hilfe zionistischer Kämpfer.»

«Ach, Fritz. Vielleicht kommen wir ins Land. Aber was können wir dort machen. Landarbeiter im Kibbuz sein. Malen nicht.»

«Ich verstehe dich schon.

Es gibt nur drei große Städte, Tel Aviv, Haifa, Jerusalem. Alles andere ist Provinz. Dazu das Klima.

Aber ich verstehe dich auch nicht.

Überall in Europa hast du die Nazis vor der Tür.

In Berlin, in der Xantener Straße, hattest du sie sogar in deiner Wohnung, und das vor der Machtübergabe an Hitler.

Die beiden Maler, denen du dein Atelier vermietet hast für die Zeit in der Villa Massimo, waren Nazilümmel. Inoffizielle Abgesandte der Nazipartei.

Sie haben deine Atelier-Dachwohnung abgefackelt.

Es war Brandstiftung, das ist erwiesen.»

«Ja.»

«Was habt ihr vor. In Italien bleiben? Bei Mussolini?»

«Nein. Nach Paris. Ostende. Brüssel.»

Felix macht sich auf die kurze Reise von San Remo nach Rapallo.

Felka trägt ihm keine Grüße an seine Eltern auf.

In Rapallo, am Anfang der Strandpromenade, betritt er das Hotel, in welchem seine Eltern Philipp und Rahel wohnen.

Das Foyer – herrschaftlich.

Die junge Frau an der Rezeption betrachtet ihn abschätzig. Sie will ihm die Zimmernummer der Eltern nicht nennen.

«Wer sind Sie?»

«Ich bin der Sohn.»

«Ihren Paß bitte.»

Felix zeigt seinen Paß.

Jetzt sagt die Frau die Zimmernummer.

«Sie hat ja recht», denkt er.

Der Lift im Stil des Hauses. Felix gefällt das: 19. Jahrhundert.

In der vierten Etage steigt er aus.

Am Ende des Korridors, der mit einem dicken Läufer ausgelegt ist, die Zimmertür.

Felix klopft an.

Keine Reaktion.

Er klopft noch einmal.

Die Tür wird geöffnet.

Vor ihm steht sein Vater.

Die beiden umarmen sich.

Felix tritt ein.

Seine Mutter sitzt in einem breiten Sessel. Er beugt sich nieder und küßt sie auf die Wange.

«Nimm Platz», sagt der Vater. «Möchtest du etwas trinken?»

«Nur ein Wasser.»

Felix und die Eltern haben einander seit Oktober 1932 nicht gesehen.

Der Vater ist abgemagert. Um seinen Mund ein bitterer Zug.

Die Mutter fast unverändert. In sich ruhend. Die Lippen schmaler als früher.

«Du siehst gut aus, mein Junge», sagt der Vater.

«Mir gefällt es an der Riviera. Alassio, San Remo. Alles mit deiner Hilfe. Ich danke dir.»

«Schon gut.»

«Ich fühle mich wie ein Tourist. Ein Maler-Tourist.

Dabei sind wir Flüchtlinge.

Rom habe ich schon vergessen.»

«Du kommst zum Malen?»

«Ja, natürlich. Momentan mache ich Gouachen.»

Felix blickt zur Balkontür.

«Ein schönes Appartement. Mit Blick auf den Golf.»

«Das sind wir uns schuldig», sagt der Vater.

Die Mutter sagt:

«Wo ist Felka?»

«Zu Hause in San Remo.»

«Ist auch besser so.»

«Eure Vorbehalte gegen Felka sind absurd. Wir sind Juden. Auf der Flucht. Was spielt es da für eine Rolle, ob jemand Ost- oder Westjude ist.

Felka ist gut zu mir. Sie sorgt sich um mich.

Ohne sie ginge es mir schlecht.»

Der Vater sagt:

«Wir sind nicht mehr auf der Flucht. Wir sind Deutsche. Urlauber an der Riviera.»

«Deutsche! Deutsche Juden sind wir!»

«Ich kann es in der Schweiz nicht mehr aushalten», sagt die Mutter. «Wir machen in Rapallo Ferien und gehen zurück in die Heimat.»

«Deutschland ist nicht mehr unsere Heimat», sagt Felix. «Wollt ihr nach Osnabrück? Dort schlagen sie euch den Schädel ein.»

«Nicht nach Osnabrück», sagt der Vater. «In eine große Stadt, wo wir nicht auffallen. Ich denke an Köln.»

«Ich begreife euch nicht. Heimweh habe ich auch. Aber deswegen gehe ich doch nicht zu dem Nazipöbel zurück.»

«Justus ist noch in Osnabrück.»

«Wo?»

«In unserem Haus in der Schloßstraße. Er betreibt unser Geschäft.»

«O Gott. Wer weiß, wie lange das gutgeht.»

«Ich will das Haus verkaufen.

Das Geschäft aufgeben.

Damit wir finanziell flüssig bleiben.»

«Und Justus?»

«Dein Bruder will erst einmal bleiben. Vielleicht kann er eine Autoverwertung aufziehen.»

«Er sollte lieber aus Deutschland verschwinden.»

«Willst du in Italien bleiben?»

«Nein. Nicht bei Mussolini.

Keiner weiß, was der vorhat.

Ich möchte am liebsten nach Brüssel.

Felka geht mit mir, hat sie gesagt.»

«Auf uns kannst du rechnen. Solange wir die Mittel haben.»

«Ich danke dir. Wenn ich euch nicht hätte ...»

Felix umarmt den Vater, die Mutter.

Die Eltern lassen Felka nicht grüßen.

In seiner Jugend hatte Philipp Nussbaum, geboren 1872, Maler werden wollen, mußte aber mangels finanzieller Mittel auf eine Ausbildung verzichten.

Gemeinsam mit seinem Cousin Simon Gossels gründete er die Eisenhandels-Gesellschaft Gossels & Nussbaum in Osnabrück. Seit den zwanziger Jahren hieß die Firma Gossels & Co. In einer Anzeige von 1925 stand: «Eisenhandels-gesellschaft Gossels & Co., Osnabrück, liefert alle Sorten Eisen, Bleche, Röhren, Werkzeuge, Eisenkurzwaren.»

Die Familie Nussbaum wohnte in der Schillerstraße 31. Ein paar Häuser weiter, in der Schillerstraße 11, wohnte die jüdische Familie Klein. Dr. Friedrich Klein war Teilhaber der Elektro- und Radio-Großhandlung Hermann Schneider & Co. Die Nussbaums und die Kleins standen sich nahe.

1922 zog die Familie Nussbaum in die Schloßstraße 11. Der Erfolg der Firma hatte es gestattet, eine herrschaftliche Villa zu bauen.

Neben seiner Arbeit als Geschäftsmann widmete sich Philipp Nussbaum als Autodidakt der Malerei. Er war in den Augen von Oskar Gittelsohn, Sohn des Osnabrücker Kantors, ein beachtlicher Dilettant. Früh erkannte er Felix' künstlerische Begabung und förderte den Sohn nach Kräften.

Obwohl im Ersten Weltkrieg Offizier und national gesinnt, wurde Philipp Nussbaum 1933 aus dem Osnabrücker Verein der Kavalleristen, dem er seit 1899 angehört hatte, ausgeschlossen. Dieser Ausschluß traf ihn, den patriotischen Kriegsteilnehmer, tief. Kurz vor der Abreise des Ehepaars Nussbaum in die Schweiz, im Februar 1934, ließ er ein Abschiedsgedicht drucken, das er an seine Vereinskameraden schickte:

«Ein letzter Gruß dem Kavallerie-Verein Osnabrück, dem ich 34 1/2 Jahre angehörte:

Es ist vollbracht, die Stunde hat geschlagen
Mein Vaterland ich scheid' nun von dir
Es hilft kein Zögern mehr und auch kein Zagen
Drum nimm' den letzten Abschiedsgruß von mir.

Ich gebe auf, was schwer ich mir errungen,
Ich lass' zurück was einst mir heilig war.
Die Lieder, die ich sang, sind nun verklungen
Mein Herz ist schwer und aller Hoffnung bar.

Schau ich zurück, der schönen goldnen Tage
Die einst mir gab mein teures Vaterland
Dann fühl ich keinen Hass und keine Klage
Wenn es sich auch von mir hat abgewandt.

Ich lieb' mein Deutschland, keiner kanns mir wehren
Und wenn ich ihm nun auch den Rücken kehr,
Ich werd' es ewig hoch und heilig ehren
Und sehe ich es nie und nimmermehr.

Zum letzten Mal, ihr lieben Kavall'risten,
Grüßt Euch in alter Treue ein Soldat,
Wenn ich gestrichen auch aus Euren Listen
Ich bleib trotz alledem Eu'r Kamerad.

So leb' denn wohl, Du Deutschland meiner Ahnen
Du Land, dem ich gedient hab' allezeit
Und ruft man einst mich wieder zu den Fahnen,
Dann steh' ich da und bin bereit.

1. Januar 1934
Philipp Nussbaum»

[...]